

■ LAETITIA LENEL

As He Lay Dying.

Vom Problem der Wahrheit in der Geschichte

Auf der Suche nach dem Urgroßvater oder hinter tausend Briefen keine Welt?

73

Als mein Großvater im Dezember 2016 fast hundertjährig starb, entdeckten wir beim Aufräumen seiner Wohnung eine Kiste, in der sich über zwanzig schwere, mit Bast zusammengebundene Briefbündel fanden. Es stellte sich heraus, dass es sich dabei um die Feldpostkarten und Briefe handelte, die der Vater meines Großvaters, mein Urgroßvater, während des Ersten Weltkriegs an meine Urgroßmutter geschrieben hatte. Er schrieb ihr fast täglich, manchmal nur vier Worte (»Nichts Neues! Gruß, Paul«), manchmal mehrere Seiten. Die Briefe datieren aus der Zeit von August 1914 bis Ende September 1918. Am 30. September 1918 fiel er in La Bassée.

Mein Großvater sprach nie von dem Vater, den er nicht erlebt hat. Und trotzdem war mein Urgroßvater seltsam präsent. In einem kleinen Kästchen bewahrte mein Großvater die militärischen Auszeichnungen auf, die mein Urgroßvater während des Ersten Weltkriegs erhalten hatte. Eine Fotografie meines Urgroßvaters – ernst, schnauzbärtig und in Uniform – hing bis zum Tod meines Großvaters neben dem Bücherregal. Mein Vater erzählte mir, dass er als Kind regelmäßig von der Rückkehr seines Großvaters geträumt habe. Aufgewachsen in den fünfziger Jahren, phantasierte mein Vater seinen Großvater in die Reihen der Kriegsheimkehrer aus dem Zweiten Weltkrieg. Mein Großvater schwieg über den zu jung gestorbenen Vater, den Phantomschmerz über seinen Verlust aber gab er an seine Kinder weiter. Auch meine Urgroßmutter erwähnte ihren Mann fast nie. Fragte mein Vater sie nach seinem Großvater, fielen ihre Antworten kurz aus. Anders als die Anderen sei er gewesen, sagte sie dann, liebevoll und zugewandt, und dass sie nach seinem Tod niemanden mehr getroffen habe, den sie so gerne gehabt habe wie ihn.

Als wir die Briefe fanden, deren Existenz weder mein Großvater noch meine Urgroßmutter je erwähnt hatten, erwarteten wir Liebesbriefe, die von Sehnsucht und Entbehrung erzählen. Durch einen Brief meines Urgroßvaters aus der Verlobungszeit wurden diese Erwartungen noch gesteigert. »Was bin ich ohne Dich?«, fragt er meine Urgroßmutter damals, im April 1914, »Du beherrschst mich ja mehr, als Du wissen kannst. Nicht als ob ich auf meine Männlichkeit Dir gegenüber verzichtet hätte; aber die Liebe zu Dir und Deine Liebe begleiten mich auf allen Wegen und machen aus mir einen anderen Menschen.« Er tröste sich, schreibt er, so gut es gehe mit der Vorfreude auf den Herbst, der ihr Leben noch enger als bisher verkettet werde. Als er im August 1914 in den Krieg zieht, ist er bereits habilitiert und auf dem besten Weg, einen Lehrstuhl für Rechtsgeschichte zu übernehmen. Das bürgerliche Glück scheint sicher. Doch schon bald ist von alledem nichts mehr zu lesen. Briefe von Archivaren, die er im Zuge seiner wissenschaftlichen Recherchen kontaktiert hat, bleiben unbeantwortet. Aufsätze, die ihn im Frühjahr und Sommer 1914 intensiv beschäftigt haben, erwähnt er nicht mehr. Als er 1917 einen Ruf an die Uni Göttingen erhält, lehnt er ab. Auch nach den beiden Kindern, die 1915 und 1917 geboren werden, fragt er selten. Im letzten

Kriegsjahr verzichtet er vollständig auf Urlaub. Alles ist Krieg. Patriotismus und Opfermut sprechen aus jedem seiner Briefe, die kaum anders klingen als die damalige Propaganda. Gemeinsame Freunde, die der Ehefrau von den Verwundungen und Verlusten an der Front berichten, verurteilt er, und gibt sich auch angesichts militärischer Niederlagen zuversichtlich. Noch im September 1918 glaubt er an die Möglichkeit eines Sieges. Als am 29. September 1918 der Waffenstillstand von Thessaloniki unterzeichnet wird, schreibt er: »Die bulgarische Sache ist schauerhaft, derweil betreibt das Berliner Pack Krisenpolitik. Dafür kämpfen wir seit über 4 Jahren!« Es wird seine letzte Karte bleiben.

Seine Frau, die sich mit dem Entschluss zur Ehe gegen eine Karriere als Pianistin entschieden hat, muss unter den Veränderungen ihres Mannes gelitten haben. Immer wieder bittet sie ihren Mann um ein paar zärtliche Worte, eine Bitte, die dieser meist mit Durchhalteparolen und der Aufforderung zum Tapfersein bescheidet. Sie möge sich, schreibt er, doch bitte ein Beispiel an ihm nehmen. Selbst als ihr Bruder, ein überzeugter Pazifist, 1916 fällt, bleibt Pauls Stimmung »pfindstlich«:

»Genug! Man soll und darf nicht klagen. Das Leid des Einzelnen muss verklingen in dem gewaltigen Brausen der Zeit. Für unser Volk und unser Vaterland darf uns heute pfingstlich zu Mute sein. An dem siegreichen Ende kann niemand zweifeln, selbst wenn der italienische Bandit wirklich seine wohlverdienten Prügel abhaben will.«

Seine Durchhaltekraft ist tatsächlich immens. Als er nach einem Monat an vorderster Linie in Verdun 1916 unter wochenlanger Schlaflosigkeit leidet, kämpft er weiter. »Wegen einer solchen Sache werde ich mich nicht krank melden. Man muss sie aushalten wie alles andere auch. Im Frieden wird der Schlaf von selbst wiederkommen; anderenfalls ist dann Zeit genug für eine Kur. Und wenn es dann zu spät sein sollte, schadet's auch nicht, wenn man nur bis zuletzt seinen Mann vor dem Feind gestellt hat.« Auch als ihm im Schlamm mehrere Zehen erfrieren, bleibt er standhaft. Die Bitte seines Vaters, zur Kavallerie zu wechseln, lehnt er empört ab: Es wäre, schreibt er, Verrat gegen die infanteristische Ehre.

Sympathisch ist er nicht, dieser Urgroßvater, der Franzosen, Italiener und Engländer verprügeln und Freunden, die nicht die offizielle Propaganda wiederholen, das Maul stopfen will. Belegen die Briefe insofern, dass die Urgroßmutter die Unwahrheit sprach, als sie den verstorbenen Mann als »liebepoll« beschrieb? Resultierte ihr Schweigen womöglich aus der Unmöglichkeit, sich das eigene Entsetzen über einen Ehemann, den die Traumatisierungen des Krieges zu einem anderen gemacht hatten, einzugestehen? Ist es das, was wir das »Vetorecht der Quellen« nennen – Quellen, die uns lehren, falsche von wahren Interpretationen zu scheiden?

Nein, mag die Historikerin erwidern, so einfach sei es nicht. Nicht nur der Blick der Nachgeborenen, die der militaristische Ton des Urgroßvaters befremdet, auch die Äußerungen des Urgroßvaters seien zeitgebunden. Seine Briefe müssten im Kontext damaliger Diskurse verstanden werden, deren Regeln das Sprechen und Handeln der Zeitgenossen bestimmt und beschränkt hätten. Dabei seien die Grenzen der Diskurse für Männer wie meinen Urgroßvater, die auf Grund ihrer jüdischen Herkunft mit antisemitischen Vorurteilen konfrontiert gewesen seien, womöglich noch enger gewesen als für ihre nicht-jüdischen Landsmänner: Wenn mein Urgroßvater schreibt, dass im Grunde nur die Infanteristen wüssten, was Krieg sei, und alle anderen nur halbe Soldaten seien, müsse das auch im Kontext des damals grassierenden antisemitischen Vorurteils vom jüdischen Drückeberger verstanden werden.

Auch das Medium der Feldpost habe klare Grenzen der Sagbarkeit definiert. Schließlich variiert der Ton der Briefe bereits je nach Briefform: Während sich mein Urgroßvater in den einseitigen Feldpostkarten durchweg kühl und stark gibt, zeigt er sich in Karten, die sich

an einer Seite zukleben ließen, offener. In Briefen, die in Umschlägen steckten, traute er sich sogar, von seiner Schlaflosigkeit zu schreiben. Aber immer war da die Möglichkeit, dass Briefe von Dritten geöffnet und gelesen wurden. Ob die Stimme, die in den Briefen spricht, tatsächlich die Stimme meines Urgroßvaters sei, wisse man also nicht. Trotz vorzüglicher Quellenlage, wendet die Historikerin ein, lasse sich insofern wenig über den Urgroßvater sagen. Ob er sich im Krieg verändert hat oder immer der zugewandte Mann blieb, in den sich meine Urgroßmutter im Winter 1913 verliebt hat, sei nachträglich nicht feststellbar. Und überhaupt: Sei das Urteil, wer als liebevoller Mann gelte, nicht zeit- und standortgebunden?

Und mit einem Mal ist der Urgroßvater wieder der Unbekannte in Uniform, als der er auf der Fotografie, die neben dem Bücherregal meiner Großeltern hing, immer schien.

75

Die Welt als Wille und Vorstellung und die Debatte um die eine Wahrheit

Aber macht die Historikerin es sich damit nicht zu einfach? Was im Kleinen gilt, ließe sich schließlich auch auf größere Fragen übertragen. Nach ihrer Einschätzung gefragt, würde die Historikerin auch hier auf die Standortgebundenheit jeder Deutung hinweisen. Jede Bitte um ein eindeutiges Urteil würde sie von sich weisen. Bedauere, sagt sie schulterzuckend, aber wie es eigentlich gewesen, vermöge sie nicht zu sagen. Schließlich sei Realität ein soziales Konstrukt und beobachter-unabhängige Erkenntnis unmöglich; eine objektive Wahrheit gebe es nicht. Aus allen Debatten von gesellschaftlicher Relevanz hält sie sich heraus, Einladungen zu Fernseh-Interviews, Talkshows und Radiosendungen lehnt sie ab. Mögen die Anderen doch entscheiden, ob die Ungleichheit zugenommen hat, die Europäische Union auseinanderbricht oder der Klimawandel voranschreitet. Sie denkt lieber darüber nach, wie sich der Diskurs über die Ungleichheit verändert hat, nennt Krisen »Wahrnehmungsphänomene« und verschwindet drei Jahre im Archiv, um herauszufinden, welche Methoden der Klimaforschung zu unterschiedlichen Zeiten als objektiv galten. In einem begrenzten Zeitraum, an Hand ausgewählter Beispiele, versteht sich.

Schon 2003 hat der französische Soziologe Bruno Latour in einem aufsehenerregenden Vortrag darauf hingewiesen, dass es so nicht weitergehen könne. Jahrelang hatte sich Latour damit beschäftigt, wissenschaftliche Fakten als soziales Konstrukt zu entlarven. Nun musste er feststellen, dass in der Öffentlichkeit ein zunehmendes Misstrauen gegen Fakten grassierte, das absurden Verschwörungstheorien den Weg bereite. Als immer mehr Zeitgenossen den Klimawandel und die »offizielle Version« zum Ablauf der Anschläge vom 11. September 2001 anzuzweifeln schienen, fragte Latour nach seiner Mitschuld an der Entwicklung.¹

»[E]ntire Ph. D. programs are still running to make sure that good American kids are learning the hard way that facts are made up, that there is no such thing as natural, unmediated, unbiased access to truth, that we are always prisoners of languages, that we always speak from a particular standpoint, and so on, while dangerous extremists are using the very same argument of social construction to destroy hard-won evidence that could save our lives.«²

1 Bruno Latour, Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern, in: Critical Inquiry 30 (2004), S. 225–248, hier S. 227.

2 Ebd.

Zwar stellten Verschwörungstheorien, so Latours Urteil damals, perfide Deformationen der eigenen Argumente dar, seien letztlich jedoch immer noch die eigenen Waffen, die lediglich in falsche Hände geraten seien.³

2012 drückte der italienische Philosoph Maurizio Ferraris es noch drastischer aus. »Das, wovon die Postmodernen geträumt haben, haben die Populisten verwirklicht«, lautet Ferraris' oft zitiertes Credo.⁴ Seine Bücher verzichten auf empirische Belege für die gewagte These, avancierten aber dennoch (oder gerade deshalb) zum Gründungsmanifest eines »Neuen Realismus«, der sich gegen einen als postmodern begriffenen Relativismus wendet und Wahrheit stattdessen als absolut begreift. Auf Tagungen, in Zeitungsartikeln und Monografien fordern die Anhänger des »Neuen Realismus« eine Umkehr der Geistes- und Kulturwissenschaften. Schließlich könne, so ihre Behauptung, nur die »Rückkehr zum starken Denken«, das wieder Richtig und Falsch, Fakt und Fiktion unterscheidet, den Populismus aufhalten.⁵

Spätestens seit der Wahl Donald Trumps im November 2016 wird dieser Gedanke von Intellektuellen auf der ganzen Welt aufgenommen und weitergesponnen. Sie alle bewegt die Frage, ob möglicherweise erst die postmoderne Theorie den Wahlsieg eines Mannes ermöglicht habe, der Lügen als »alternative Fakten« feiert und unbequeme Wahrheiten als »fake news« diskreditiert. Donald Trump wird dann als »culmination of our epoch of unreality« bezeichnet, der »unsere Ideen gestohlen und zu Waffen gemacht hat.«⁶ Jahrzehntlang, so ist zu lesen, hätten Sozial- und Geisteswissenschaftler die soziale Konstruiertheit von Wissen behauptet. Eben diese Auffassung werde nun durch Populisten pervertiert und strategisch genutzt. Frei nach dem Slogan »Fact is fiction, and anything goes« würden Populisten Erkenntnisse, die wissenschaftlich bewiesen seien, in Frage stellen und die eigenen Lügen zur Wahrheit erklären.⁷ Trump und Co. hätten insofern erfolgreich »einen postmodernen Politikstil« adaptiert.⁸

Natürlich: Wie mehrere Beobachter festgestellt haben, hat noch niemand einen Donald Trump oder einen Wladimir Putin mit einem der kleinen Merve-Bändchen über amerikanische Golfplätze oder durch die russische Steppe laufen sehen.⁹ Auch bleibt die Definition dessen, was die Kommentatoren als »postmoderne Theorie« bezeichnen, meist vage und wird oft genug mit einem simplen Relativismus verwechselt, obgleich postmoderne Theoretiker die realitätskonstituierende Wirkung von Konstrukten ausführlich thematisiert und analysiert haben. Und schließlich legen die Autoren um Maurizio Ferraris eine bemerkenswerte Geschichtsvergessenheit an den Tag, wenn sie die Verbreitung von Lügen durch zeitgenössische Politiker als Folge, nicht als Ursache postmoderner Theorien bezeichnen – als hätten frühere

3 Ebd., S. 230.

4 Maurizio Ferraris, *Manifest des neuen Realismus*, Frankfurt a. M. 2014, S. 17.

5 Maurizio Ferraris, *Il Ritorno al Pensiero Forte*, La Repubblica, 8.8.2011, S. 36–37.

6 Vgl. Jeet Heer, *America's First Postmodern President*, *The New Republic*, 8.7.2017, online: <https://newrepublic.com/article/143730/americas-first-postmodern-president> (letzter Zugriff 22.8.2018); Casey Williams, *Has Trump Stolen Philosophy's Critical Tools?*, *The New York Times*, 17.4.2017, online: <https://www.nytimes.com/2017/04/17/opinion/has-trump-stolen-philosophys-critical-tools.html> (letzter Zugriff 22.8.2018).

7 Williams, *Has Trump Stolen Philosophy's Critical Tools?*

8 Conor Lynch, *Trump's War on Environment and Science are Rooted in his Post-Truth Politics – and Maybe in Postmodern Philosophy*, *Salon*, 1.4.2017, online: <https://www.salon.com/2017/04/01/trumps-war-on-environment-and-science-are-rooted-in-his-post-truth-politics-and-maybe-in-postmodern-philosophy/> (letzter Zugriff 22.8.2018).

9 Vgl. z. B. Bernhard Pörksen, *Sind wir an alldem schuld?*, *Die Zeit*, 2.2.2017.

Jahrhunderte nicht vielfältige Formen staatlicher Propaganda gekannt.¹⁰ Und doch sprechen die Angriffe gegen die Kultur- und Geisteswissenschaften Fragen an, die zunehmend auch Historikerinnen und Historiker umtreiben: Wie können wir uns in Debatten einbringen, in denen es nicht mehr um den Dialog, sondern ums Rechthaben geht? Wie können wir jenen entgegentreten, die lautstark Lügen verbreiten (und damit Wahlen gewinnen), ohne einem naiven Objektivismus das Wort zu reden? Oder müssen wir uns, sofern wir uns für eine gesellschaftlich engagierte Geschichtswissenschaft einsetzen wollen, womöglich tatsächlich von lieb gewonnenen methodischen und theoretischen Überzeugungen lösen?

Wider das Spektakel: von Multiperspektivität und Polyphonie

»Wenn Sie Macht hätten zu befehlen, was Ihnen heute richtig scheint, würden Sie es befehlen gegen den Widerspruch der Mehrheit?«, lautet eine Frage im berühmten Fragebogen des Schweizer Schriftstellers Max Frisch.¹¹ Das Pendant in der Debatte um die eine Wahrheit könnte lauten: Wenn Sie Macht hätten, die eigene Auffassung als Wahrheit durchzusetzen, auch wenn die Mehrheit den Wahrheitsgehalt dieser Auffassung bezweifelt, würden Sie es tun? Die Frage benennt einen entscheidenden Unterschied zwischen der Lehre konstruktivistischer Philosophie und dem populistischen Politikstil des 21. Jahrhunderts. Während der Konstruktivismus seinen Schülern Misstrauen gegenüber allen Ansichten lehrt, auch den eigenen, bezweifeln populistische Politiker lediglich den Wahrheitsgehalt der Ansichten ihrer Gegner. Die eigenen Auffassungen hingegen versuchen sie als einzige Wahrheit durchzusetzen und über eigene Kanäle zu verbreiten. Dieser Unterschied kann nicht genug betont werden. Während die eine Haltung Pluralismus und Multiperspektivität feiert, lehnt die andere Auffassung alle Deutungen ab, die nicht der eigenen gleichen. Wenn die Anhänger des »Neuen Realismus« die »emanzipatorische Kraft« der einen Wahrheit feiern, klingt darin eine ähnliche Sehnsucht nach Monoperspektivität an.¹² Wie aber passt diese Monoperspektivität zur Praxis der Geschichtswissenschaft?

Die Gründungsväter der modernen Geschichtsschreibung verfolgten das Ideal, durch quellenkritische Disziplinierung zu einem objektiven Zugriff auf die Vergangenheit zu gelangen. »Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen, und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die im Laufe der Jahrhunderte mit und durch einander entsprungen und erstarkt, nunmehr gegen einander aufstanden und in einen Kampf geriethen«, schrieb Leopold von Ranke 1877.¹³ Dem Ideal der mechanischen Objektivität entsprechend versuchten Ranke und seine Kollegen der Intervention zu widerstehen und an ihre Stelle ein Set von Prozeduren zu setzen, das die Vergangenheit wie von selbst aufs Blatt bringen würde.¹⁴ Auch sie träumten von der Vergegenwärtigung der einen, »der vollen Wahrheit«.¹⁵

Dieser Anspruch ist heute nicht mehr haltbar. Die Texte der Gründungsväter der modernen Geschichtsschreibung sind selbst zu Quellen geworden, die mehr von der politischen

10 Vgl. Sylvia Sasse/Sandro Zanetti, Postmoderne als Pappkamerad, *Geschichte der Gegenwart*, 11.6.2017, online: <https://geschichtedergegenwart.ch/postmoderne-als-pappkamerad> (letzter Zugriff 22.8.2018).

11 Max Frisch, *Fragebogen*, Frankfurt a. M. 2017, S. 8.

12 Markus Gabriel, *Wir Verblendeten*, *Die Zeit*, 5.6.2014.

13 Leopold von Ranke, *Englische Geschichte*, Bd. 2, Berlin 1865, S. 3.

14 Lorraine Daston/Peter Galison, *Objectivity*, New York 2010, S. 121.

15 Leopold von Ranke, *Englische Geschichte*, Bd. 8, Berlin 1872, S. 114.

und sozialen Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts als von ihrem eigentlichen Gegenstand erzählen. Historische Wahrheit erscheint somit als kontext- und standortabhängig. Doch muss dieses Eingeständnis keine Kapitulation sein. Schließlich entwickeln Historikerinnen und Historiker erst in der Auseinandersetzung mit den Deutungen von Zeitgenossen, die sich in historischen Quellen widerspiegeln, und den Interpretationen Nachgeborener, auf die sie über die Sekundärliteratur Zugriff erhalten, eigene Fragen an die Geschichte, durch die neue Quellen interessant werden und alte Quellen in neuem Licht erscheinen. Ob sie sich dabei auf postmoderne Theoretiker, Chladenius oder Gadamer berufen, spielt keine Rolle – die Reflexion der eigenen Standortgebundenheit und die Fähigkeit, die eigene Perspektive als eine von vielen möglichen zu begreifen, macht Geschichte als kontinuierlichen Prozess produktiv. Als die kubistischen Künstler zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der Zentralperspektive brachen, begründeten sie diesen Schritt mit dem Interesse an der Darstellung von Bewegung. Während sie die Zentralperspektive als statisch, ja tyrannisch empfanden, erlaubte ihnen die multiperspektivische Darstellung, den Blick eines sich um das Objekt bewegenden Betrachters wiederzugeben und Bewegung dadurch vierdimensional erfahrbar zu machen. Ähnlich verhält es sich in der Geschichtswissenschaft: Erst in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Perspektiven wird räumlicher und zeitlicher Wandel erfahrbar. Multiperspektivität ist insofern Voraussetzung jeder historisch denkenden Geschichtswissenschaft.

In den vergangenen Jahren hat eine Handvoll amerikanischer Historikerinnen und Historiker versucht, der Multiperspektivität und Polyphonie der Geschichte auch in ihren Texten Rechnung zu tragen. Karl Jacoby, Yair Mintzker, Laura Otis und Joshua Piker haben Monographien geschrieben, die auf Kohärenz und Stringenz verzichten und ihren Gegenstand stattdessen aus mehreren, teils konkurrierenden Blickwinkeln erforschen.¹⁶ Ihre Erzählhaltung ist nicht die allwissende einer Jane Austen oder eines Victor Hugo, sondern orientiert sich an Autorinnen und Autoren der literarischen Moderne wie William Faulkner, James Joyce und Virginia Woolf. Faulkner, Joyce und Woolf haben in ihren Werken polyperspektivische Darstellungstechniken gewählt, die zum Teil gleichberechtigt nebeneinanderstehen und im Aufeinandertreffen einen polyphonen Dialog erzeugen. Konfrontiert mit der Unzuverlässigkeit und Subjektivität der Quellen entschieden sich Jacoby, Mintzker, Otis und Piker für eine ähnliche Vorgehensweise. Ihre Bücher stellen nicht nur Untersuchungen spezifischer historischer Begebenheiten und Personen dar, sondern sind auch Reflexionen darüber, wie Geschichte entsteht. Zugleich verstehen sie sich als Interventionen in eine Geschichtswissenschaft, die sich noch immer an den Erzähltraditionen des 19. Jahrhunderts orientiert. »Between the Scylla of false omniscience and the Charybdis of ›post-truth‹ relativism lies a whole world of possibilities«, erklärt Yair Mintzker in diesem Sinn in seinem Buch über Joseph Süß Oppenheimer, und fordert Historikerinnen und Historiker auf, dieser Vielfalt nicht nur in Forschung und Lehre, sondern auch in ihren Texten gerecht zu werden.¹⁷ Tatsächlich ist Mintzkers Vorgehen revolutionär: Indem er die Geschichte von Joseph Süß Oppenheimer – Jud Süß – aus der Perspektive von Oppenheimers Ankläger und seinen letzten Besuchern erzählt, erlaubt er den Lesern, Oppenheimers Perspektive einzunehmen. Wir sehen und lesen, was Oppenheimer in

16 Karl Jacoby, *Shadows at Dawn: A Borderlands Massacre and the Violence of History*, New York 2008; Yair Mintzker, *The Many Deaths of Jew Süß: The Notorious Trial and Execution of an Eighteenth-Century Court Jew*, Princeton, NJ 2017; Laura Otis, *Müller's Lab*, Oxford 2007; Joshua Piker, *The Four Deaths of Acorn Whistler: Telling Stories of Colonial America*, Cambridge, MA 2013.

17 Mintzker, *The Many Deaths of Jew Süß*, S. 285.

den letzten Tagen vor seiner Hinrichtung sah und las, und treffen, wen er traf. Auch wenn Oppenheimer nicht selbst zu Wort kommt, überzeugt Mintzkers Abschlussurteil insofern: »In an important sense, we have stood in Oppenheimer's shoes all along.«¹⁸

In einer Zeit, in der das politische System vielerorts durch den Medienwandel gefährdet wird, scheint der geschichtswissenschaftliche Mut zur Multiperspektivität gebotener denn je. Soziale Medien verstärken bekannte Phänomene wie Echokammern, Filterblasen und Gruppenpolarisierungen auf dramatische Weise und fördern dadurch die monologische Tendenz der massenmedialen Kommunikation. Neue Technologien wie Social Bots simulieren diskursive Prozesse nur mehr: Als Teil eines sogenannten Botnets initiieren die selbstlaufenden Skripte konzertierte Debattenangriffe und täuschen massenhafte Zustimmung oder Ablehnung vor. In der Folge des Medienwandels werden nicht nur digitale, sondern zunehmend auch analoge Debattenräume von Rechthaberei und Hysterie dominiert. In immer kürzer werdenden Aufmerksamkeitszyklen tritt die Möglichkeit zum dialogischen Austausch zurück; der Resonanzraum wird stiller.

Bereits in den 1970er Jahren bezeichnete der französische Medientheoretiker Jean Baudrillard Massenmedien als »Nicht-Kommunikation«, als »Rede ohne Antwort«.¹⁹ Seine Gegenwartsdiagnose fiel entsprechend düster aus: Mit dem Bedeutungsgewinn der Massenmedien, so Baudrillards These, habe sich Gesellschaft zum bloßen Bildschirmgeschehen verwandelt. Das Zeitalter der »Simulation« habe begonnen. Bilder und Zeichen beruhten nicht länger auf der Nachahmung eines Originals, sondern verwiesen nur noch auf andere Zeichen und Bilder.²⁰ Die Trennung zwischen Imaginärem und Realem gehöre der Vergangenheit an, die kausale Abfolge von Realem und Reproduktion habe sich verkehrt.²¹ »Das Simulationsprinzip überwindet das Realitätsprinzip.«²²

Man muss Baudrillards Gegenwartsbeschreibung nicht in all ihren Überspitzungen teilen. Tatsächlich aber scheint die Suche nach der »wahren« Welt hinter den Trugbildern in einer Zeit, in der Bilder und Zeichen längst ihre eigene Wirklichkeit schaffen, zwecklos. Wo alles der Inszenierung untergeordnet wird, bleibt der Versuch, Lügen durch den Faktencheck zu entkräften, vergeblich. Statt den Rufen nach der einen Wahrheit nachzugeben, sollten Historikerinnen und Historiker deshalb hochhalten, was das historische Denken, Forschen und Schreiben einzigartig macht: den Versuch, verschiedene Perspektiven und Wahrheiten freizulegen und zur Sprache zu bringen. In ihrer besten Form könnten geschichtswissenschaftliche Texte kubistischen Kunstwerken gleichen, die einen Gegenstand gleichzeitig aus verschiedenen Perspektiven darstellen. Wie der Kubismus, über den der ukrainische Bildhauer Alexander Archipenko 1922 schrieb, dass er »eine neue Denkkordnung gegenüber dem Bild geschaffen« habe, könnte die polyphone Geschichtsschreibung ihre Leserinnen und Leser dazu anregen, sich in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Stimmen der Vergangenheit

18 Ebd., S. 283.

19 Jean Baudrillard, Requiem für die Medien, in: Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen, Berlin 1978, S. 83–118, hier S. 91; 94.

20 Jean Baudrillard, Die Präzession der Simulakra, in: ders., Agonie des Realen, Berlin 1978, S. 7–69, hier S. 14.

21 Jean Baudrillard, Jenseits von Wahr und Falsch oder Die Hinterlist des Bildes, in: Hans Matthäus Bachmeyer/Otto van de Loo/Florian Rötzer (Hg.), Bildwelten – Denkbilder, München 1986, S. 265–268, hier S. 265.

22 Jean Baudrillard, Der symbolische Tausch und der Tod, München 1991, S. 119.

und Gegenwart ein eigenes Bild zu schaffen.²³ Dadurch würden diese Teil eines geschichtswissenschaftlichen Diskurses werden, der im Idealfall nie endet.

In seinem 1930 veröffentlichten Roman *As I Lay Dying* begleitet William Faulkner einen Vater und seine Kinder auf dem Weg nach Jefferson, Mississippi, wo die Leiche der Ehefrau und Mutter ihrem Wunsch entsprechend begraben werden soll. In 59 Kapiteln lässt Faulkner fünfzehn Figuren zu Wort kommen, darunter auch die Verstorbene selbst, ohne dabei der Versuchung zu erliegen, die unterschiedlichen Perspektiven zu einer gemeinsamen Geschichte zusammenführen zu wollen. Und doch entsteht in der Zusammenschau ein faszinierendes, mosaikartig zusammengesetztes Gesamtbild. Wie James Joyce und Virginia Woolf suchte auch Faulkner nach dem Ersten Weltkrieg nach einer neuen Form, um der Vielschichtigkeit der Wirklichkeit gerecht zu werden. Anders als die Romane des 19. Jahrhunderts kennt *As I Lay Dying* keine objektiven Tatbestände mehr, sondern nur noch Spiegelungen im Bewusstsein der Protagonisten. In dem Versuch, die Vielschichtigkeit der Realität abzubilden, können uns die Romane der literarischen Moderne Vorbild sein. Denn für sich betrachtet zeichnen die Briefe, die wir in der Wohnung meines Großvaters fanden, ein eindimensionales Bild des Urgroßvaters. Sie kennen keine Ambivalenz, keinen Zweifel, keinen Widerspruch, sondern erschöpfen sich in der formelhaften Wiederholung nationaler Deutungsmuster und Stereotypen. Durch die Hinzunahme anderer Perspektiven gewinnt dieses Bild jedoch an Plastizität. Da ist zum Beispiel der Brief einer Cousine, die sich 1953 an ihre letzte Begegnung mit meinem Urgroßvater am Frankfurter Hauptbahnhof erinnert. »Ich werde nicht zurückkehren«, soll mein Urgroßvater ihr bereits 1917 erklärt haben, »sorg' mir für meine Annemarie.« Aus dieser Perspektive erscheint die Siegesgewissheit, die mein Urgroßvater in den Briefen an meine Urgroßmutter bis zuletzt vermitteln wollte, nicht so sehr als Ausdruck eines stumpfen Nationalismus, sondern eher wie der verzweifelte Versuch, sich selbst oder seiner Frau gerade angesichts der eigenen Todesangst Mut zuzusprechen.

Es bedurfte vieler Anläufe, um die Sprachlosigkeit, die sich in den Briefen meines Urgroßvaters widerspiegelt, im 20. Jahrhundert zu überwinden und an ihre Stelle eine demokratisch-dialogische Ordnung zu setzen. Mit Lehren aus der Geschichte sollte man bekanntlich vorsichtig sein. Hundert Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs aber lässt sich feststellen: In der fortwährenden Einübung und öffentlichen Vermittlung eines polyphonen Ansatzes, der mehrere Wahrheiten kennt und zulässt und dabei auch die eigene Sicht kontinuierlich infrage stellt, könnte die wahrhaft demokratische Verantwortung der Geschichtswissenschaft liegen.

23 Alexander Archipenko, Anketa, in: Vešč': meždunarodnoe obozrenie sovremennogo iskusstva/Internationale Rundschau der Kunst der Gegenwart 3 (1922), S. 11–12, hier S. 12.